

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 30 (2017)
Heft: 9

Rubrik: Ansichtssachen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

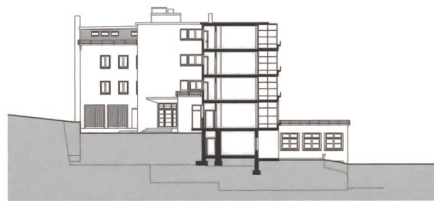
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



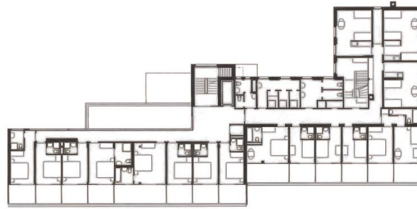
Die Jugendherberge in Crans-Montana ist ein architektonisches Juwel der 1930er-Jahre. Foto: Hannes Henz



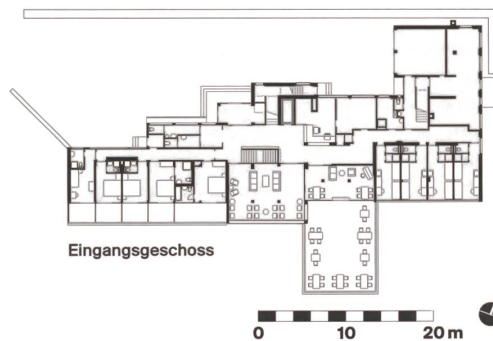
Querschnitt



1. Obergeschoss 1933 mit unterschiedlichen Möblierungsmöglichkeiten von Flora Steiger-Crawford.



1. Obergeschoss 2017 mit Doppelzimmern; die Sanitärzellen stammen von 1990.



Eingangsgeschoss



Im Salon stehen auch aufgefrischte Originalmöbel von 1933.



Die grosse Loggia vor dem Zimmer zeugt von der Sanatoriums Vergangenheit der Jugli.

Kur fürs Sanatorium

Die Rollenaufteilung war klar: In Crans-sur-Sierre verkehrte die noble Gesellschaft, in Montana erholten sich die Kranken. Darum gab es an den Häusern in Montana tiefe Balkone, auf die sich die Betten aus den Krankenzimmern schieben liessen. Das 1930 erbaute Luxussanatorium Bella Lui lag an der Grenze der beiden Welten. Der Architekt Rudolf Steiger entwarf das Haus, seine Frau Flora Steiger-Crawford verantwortete die Gestaltung der Zimmer und des Mobiliars. Ein Sockel mit Speisesaal und Aufenthaltsräumen verankert das Gebäude im Gelände. Darauf sitzen die grossflächig verglasten Zimmer. Als das Haus pleiteging, baute Flora Steiger-Crawford es 1938 zu einem Hotel um. Später war es ein Erholungsort für jüdische Kriegsoffer, eine Heilstätte für Tuberkulosekranke und schliesslich ein Kur- und Ferienhaus.

Längerfristig hätte die Nutzung als Hotel keine Zukunft gehabt: Mehr als sechzig Betten liessen sich in die Struktur der Patientenzimmer nicht einbauen. So verkaufte der evangelisch-lutherische Verein Bella Lui das Haus später an die Schweizerische Stiftung für Sozialtourismus (SSST), die es zu einer Jugendherberge der Kategorie Top umbaute. Aus den nach Süden gerichteten Einzelzimmern wurden Doppelzimmer, gegen Norden richtete man Vierer- und Sechszimmer ein. Nun gibt es insgesamt 145 Betten.

Die Architekten von Actescollectifs liessen sich von denkmalpflegerischen Grundsätzen leiten. So zeigen die Fassaden ihr ursprüngliches Antlitz, die alten Fenster erhielten Isolierglasscheiben, und im Salon stehen zum Teil Originalmöbel. Wie es sich für die Bauherrschaft von Jugendherbergen gehört, geht die SSST mit dem Geld haushälterisch um. So blieben die Sanitärzellen von 1990, die den Korridor beeinträchtigen, ebenso erhalten wie die klobigen Fenster von Salon und Speisesaal. Dank der geschickten Planung ist es aber gelungen, die massiven Leitungsschächte des letzten Umbaus aus dem Salon zu verbannen. Allein 600 000 der vier Millionen Franken kostete der Brandschutz, denn die Zimmergeschosse bestehen aus einem Eisenskelett, das einem Brand nur wenige Minuten standgehalten hätte.

Bella Lui ist die erste neue Jugli in der Westschweiz seit der Fusion der regionalen Verbände vor 25 Jahren. Eine Zielgruppe könnten Architekturtouristinnen sein, stehen doch in Crans-Montana verschiedene Perlen der Dreissiger- bis Siebzigerjahre, die der Heimatschutz einst in einem Faltblatt zusammengestellt hat. Werner Huber, Fotos: Thomas Andenmatten

Jugendherberge Bella Lui, 2017

Route du Zotzet 8, Crans-Montana VS

Bauherrschaft: Schweizerische Stiftung für Sozialtourismus, Zürich

Architektur: Rudolf Steiger und Flora Steiger-Crawford (Neubau 1930); Actescollectifs Architectes, Siders; Ambroise Bonvin (Sanierung 2017)

Kosten: Fr. 4 Mio.

Zauberhütchen mit Licht

Es ist nicht der erste Lampenschirm von Baltensweiler, der an eine Kopfbedeckung erinnert. Der Klassiker aus der Produktion der Leuchtenmanufaktur – die Stehleuchte «Modell 600» – gemahnt wahlweise an die Kopfbedeckung eines Reisbauern oder an die ausladenden Hüte, die die Damen in den 1950er-Jahren am Strand trugen. Beide Assoziationen treffen sich in der Eleganz des schwarz beschichteten kreisrunden Metallreflektors, der das Licht inszeniert. Auch die Leuchte «Fez» erweckt Assoziationen zum Süden. Der stumpfe Kegel des Reflektors erinnert an die roten Filzhüte mit schwarzer Quaste, die nach der marokkanischen Stadt Fès benannt werden.

Als Stehleuchte bekrönt das Hütchen einen teleskopisch ausziehbaren Ständer aus Aluminium. Je nach Bedürfnis lässt sich der Reflektor in die genehme Position kippen. Zwei starke LEDs leuchten den Raum aus. Der Lichtkegel, der aus dem Reflektor fällt, führt mit feiner Schattenzeichnung dessen Kegellinie weiter. Die zweite LED ist oben auf dem Reflektor angebracht. Mit einem kleinen Kippschalter lässt sie sich zu- oder ausschalten. Er ist in der Aussparung des Kegels integriert, die so etwas wie die Quaste des Fez bezeichnet. Leuchtet diese zweite LED alleine, macht sie aus der Leselampe mit gerichtetem Licht eine Indirektleuchte. Schaut man der Leuchte unter das Hütchen, ist alles schön aufgeräumt. So kippt man es auch gern horizontal, sodass aus dem Kegel ein Licht-Lautsprecher wird. Oder nach oben, bis das Hauptlicht die Decke flutet. Der Reflektor aus Aluminium sorgt als Kühlkörper dafür, dass die beiden Leuchtdioden lange leben. Der Hauptschalter ist im Standrohr integriert. Er kann als Dimmer benutzt werden, mit dem die sparsamen Dioden ihr technisches Licht in Stimmung bringen. Wie ein guter Magier inszeniert die Leuchte den Effekt. Was es dazu braucht, lässt sie verschwinden. Etwa das Netzkabel, das im Sockel versteckt aufgerollt wird, oder die Zauberei, mit nur 38 Watt einen ganzen Raum auszuleuchten. Meret Ernst

Stehleuchte «Fez S LED»

Design: Lukas Niederberger / Baltensweiler

Hersteller: Baltensweiler, Luzern

Ausführung: Alu eloxiert, weiss, schwarz, bronze eloxiert

Leuchtmittel: COB-LED, 2700 Kelvin, 38 Watt,

3700 Lumen

Bezug: Im Fachhandel

Design Preis Schweiz

Die Leuchte «Fez» ist für den «Swiss Energy Lighting Prize» des Design Preis Schweiz 17/18 nominiert.

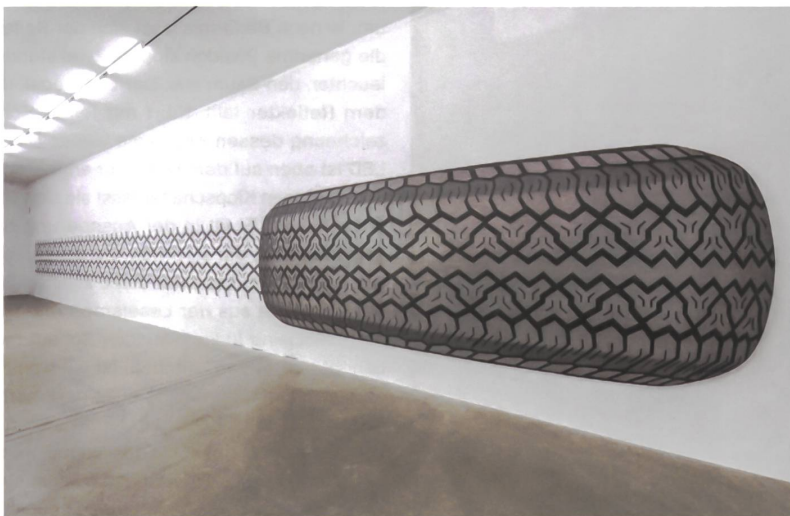
Die Nominierten in allen Kategorien finden sich auf www.hochparterre.ch.



Die Stehleuchte «Fez» richtet ihr Hütchen in alle Richtungen und leuchtet mit zwei sparsamen Leuchtdioden.



Gehört zur «Swiss Pop Art»: Im Innenhof des Kunsthhauses Aarau zieht Albert Siegenthalers Skulptur von 1973 die Blicke auf sich.



Peter Stämpfli reduziert Autos auf Reifen. Seit 1960 malt er nichts anderes mehr als Pneus und ihre Spuren.



Das Künstlerduo Sabina Lang und Daniel Baumann inszeniert mit «Comfort #15» den Vermittlungsraum im Kunsthhaus Aarau als *Chambre de Pop*.

Pop Art lebt

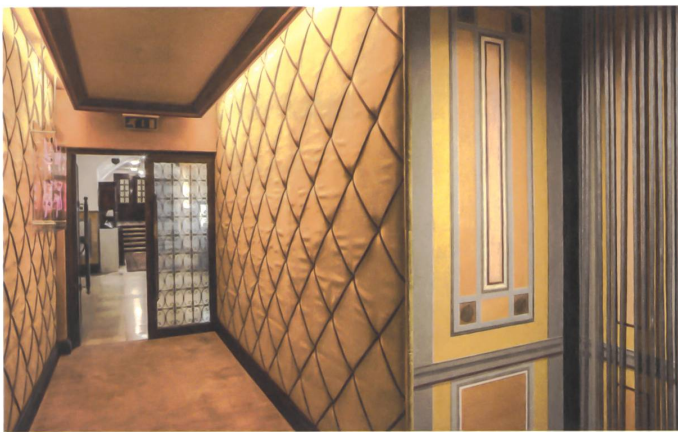
Pop Art brachte den Konsum in die Kunst. Das geschah auch in der Schweiz, wie das Kunsthhaus Aarau zeigt. Kino, Comics, Werbung, Popmusik, Autos inspirierten die damals jungen Kunstschaftenden zu plakativen Bildern und bunten Plastiken. Politische Aktualität kritisierten sie in harten Collagen. Die Schau «Swiss Pop Art» versammelt viele Frühwerke und damit neben den bekannten auch einige vergessene Namen. Die Werke, die sich gegen die Arrivierten der konkreten Kunst stellten (und zuweilen von ihr profitierten), stammen aus einer kurzen Zeitspanne. Sie beginnt 1962 mit Marc Eggers «Carscapes» und endet mit der Erdölkrise 1973. In lokalen Szenen entstand eine Fülle von Ansätzen, die an die internationale Pop Art anschliessen und motivisch eigenständig sind – mit Bildern von Schweizer Produkten wie Lahco oder Galakäse, mit Appenzeller Folklore oder Berglandschaften.

Die Werke sind stimmig gehängt. Beim Gang durch die Räume fällt der Blick immer wieder in den Innenhof auf Albert Siegenthalers Skulptur «Sweet, sweet chapel, no wedding II» von 1973. Was im Erdgeschoss überzeugt, verliert im Untergeschoss an Fokus. Nicht alles trägt dazu bei, den Begriff zu schärfen, nicht alles hält kritischer Betrachtung stand. So erstaunt es nicht, dass sich die einen oder anderen vom poppigen Überschuss des eigenen Frühwerks distanzieren. Zu kurz kommt mit einer Diaschau die Kunst am Bau, die in Schul- und Parkanlagen das Pop-Erbe lange sichtbar hielt. Für die wenigen Positionen im Möbeldesign, die als Kommentar zur Pop Art gelten können, stehen Beiträge von Trix und Robert Haussmann zur Aktion «Chair Fun» des Schweizerischen Werkbunds sowie der «Soft-Chair» und die «Wolkenlampe» von Ueli und Susi Berger.

Die Grenze zwischen Pop Art und Pop Design interessiert Sabina Lang und Daniel Baumann, die in der fraglichen Zeit zur Welt kamen. Ihre aufblasbare Skulptur verwandelt den Vermittlungsraum in eine Installation und hält so die Pop Art am Leben. Zwanzig hellgraue Schläuche polstern Decke und Stirnwände aus, dimmen das Licht und fügen dem Raum eine Nische hinzu. Darin steht eine Jukebox, die mit 81 Titeln aus der Zeit zum Tanzen einlädt. Magentafarbener Velours überzieht Boden und Sitzmöbel, die mit Büchern bestückt sind. Wer tiefer eintauchen will, schaut sich die Plakate und Filme an und geht auf Zeitreise. Meret Ernst, Fotos: René Röheli

Swiss Pop Art

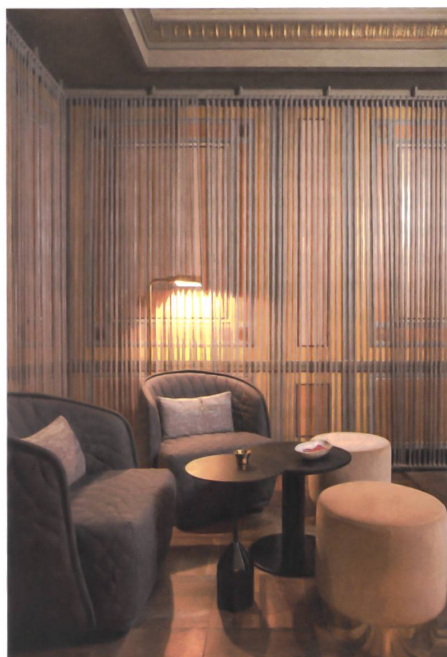
Ausstellung im Kunsthhaus Aarau, bis 1. Oktober
Kuratorinnen: Madeleine Schuppli, Katrin Weilenman
Veranstaltung: «Pop Art Design – Aufstand gegen die gute Form», Mittwoch, 20. September, 18.30 Uhr
Katalog: Swiss Pop Art. Formen und Tendenzen 1962–1972, Scheidegger & Spiess, Zürich 2017



Das Entree des einstigen Belle-Epoque-Salons im Hotel Badrutt's Palace in St. Moritz.
Foto: Gaudenz Danuser



Das Restaurant Igniv ist der erste zeitgenössische Umbau im geschichtsträchtigen Hotel. Foto: Giulia Benedetta Costa



Die einstige Stube des Hotelgründers.
Foto: Giulia Benedetta Costa

Die vertikal gespannten Seile legen sich wie ein Filter über die farbigen Wände.
Foto: Gaudenz Danuser

Das gemachte Nest

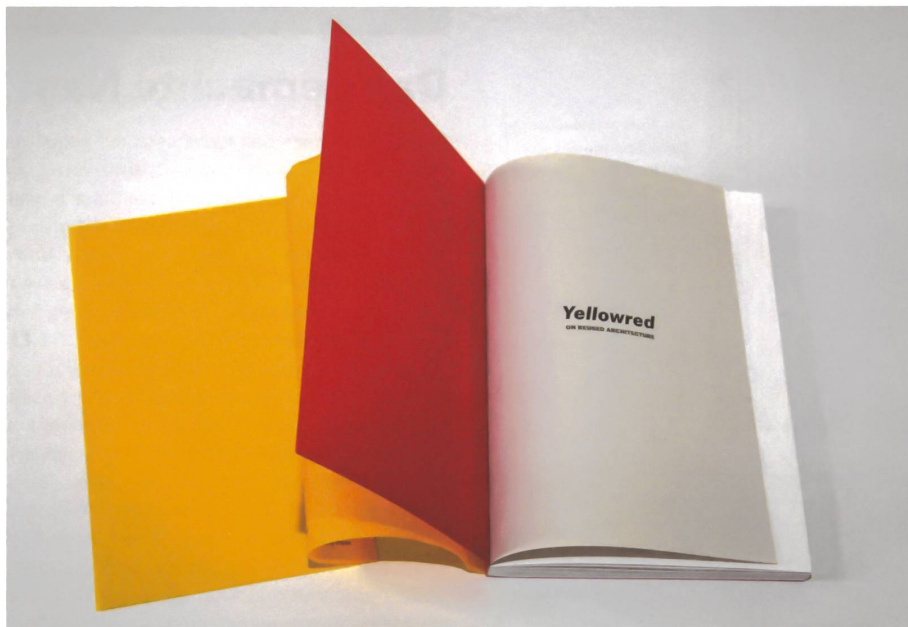
Der Koch Andreas Caminada setzt auf gutes Design. Nach dem Servierwagen «Charrin» von Carlo Clopath siehe Hochparterre 3/14 hat er für sein zweites Restaurantkonzept «Igniv» die Mailänder Innenarchitektin Patricia Urquiola engagiert. Nach der ersten Niederlassung in der ehemaligen «Äbtestube» im Grand Resort Bad Ragaz hat sie nun auch im Restaurant im St. Moritzer Badrutt's Palace das Bild eines gemütlichen Nests und den Gedanken des Teilens materialisiert: Igniv bedeutet auf Rätoromanisch Nest, die Speisen werden in grossen Tellern und Schüsseln für alle serviert.

Pink strahlt das Neon-Logo auf gelbem Samt und empfängt die Gäste. Das Entree inszeniert gekonnt das Ambiente des einstigen Belle-Epoque-Salons mit Textiltapete aus kapitoniertem Samt. Patricia Urquiola hat das Lokal im für sie typischen farbig-eleganten Stil umgebaut. Ihre Arbeit ist der erste zeitgenössische Umbau in diesem geschichtsträchtigen Hotel. Tradition bedeutet der Designerin viel: «Entwerfen kann nur, wer seine Wurzeln kennt», sagt sie energisch. Erst so könne Neues entstehen. So sollte der glamouröse Jugendstilsaal für das Sharing-Konzept von Andreas Caminada umgebaut werden, aber die DNA des Badrutt nicht verlieren. Deshalb liess die Designerin die farbig bemalten Wände unberührt. Mit einem Kniff gelingt es ihr, dem Raum dennoch eine frische Identität zu geben: Sie legt eine Schicht aus fein gestrickten Polyester-Seilen über die Wände, die sich von der Decke zum Boden spannen. Vor der leuchtend gelben Wand wirken sie wie ein Filter, der die Farbe zwar durchscheinen lässt, aber verschleiert. Der sanfte Eingriff interpretiert subtil ein geflochtenes Nest, nötigenfalls kann er später gut entfernt oder angepasst werden.

Mixte Urquiola in Bad Ragaz seinerzeit Messing, Leder und Stein mit Parkett, der sich über die Wände zog, setzt sie hier auf Samt und Marmor, um die in Badrutt's Palace vorherrschenden Materialien und Farbstimmungen zu interpretieren. Statt erdigem Bordeaux, Burgund und hellem Blau sind es in St. Moritz Goldtöne, Altrosa und Silbergrau. Erhalten hat Patricia Urquiola zudem die dekorativen Wandleuchten, die nun zwischen der grauen Seil-Tapete hervorschauen. Um sie aufzufrischen, hat sie ihnen mit einer grauen Textilblende ein modisches Aussehen verpasst. Zwei klassische Kronleuchter, die einst den Hauptraum dominierten, ersetzt sie durch zwei zeitgemässe Messing-Kandelaber. An der Rückseite hat die Architektin den Raum geöffnet, sodass nun auch die einstige Stube des Hotelgründers Badrutt Teil des Restaurants ist: ein gemütliches, aber zeitgemässes Bergellerstübli.

Lilia Glanzmann

Umbau Restaurant «Igniv», 2016
Badrutt's Palace, St. Moritz
Innenarchitektur: Patricia Urquiola
Auftraggeber: Andreas Caminada
Möbel: Stühle «Poppy», Haworth



Martin Böschs Buch «Yellowred» zeigt kulturell wichtige Umnutzungen der letzten zwanzig Jahre in Europa. Das Cover nimmt Bezug auf den Titel: gelb für Abriss, rot für Neubau.

Neun Vorbilder

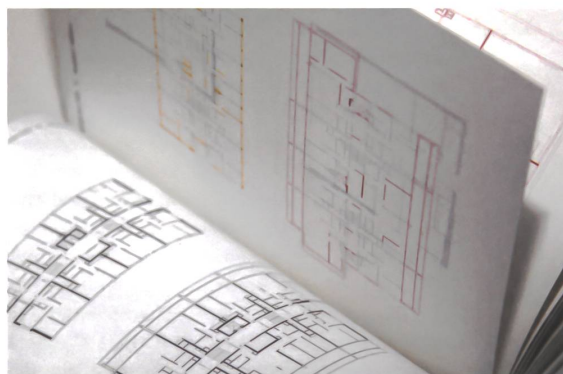
Umbauen, erweitern und renovieren wird in der Architekturausbildung wichtiger. Vor zwanzig Jahren sei dies noch anders gewesen, schreibt Martin Bösch. Von 1997 bis 2007 lehrte er am Institut d'architecture in Genf. In dieser Zeit konzentrierte sich laut Bösch jede andere Schweizer Schule auf Neubauten. Er widersetzte sich diesem Trend. Seine Schüler untersuchten Umbauten von modernen Meistern wie Adolf Loos und Le Corbusier. Als Architekturstudenten fanden sie trotz Sprachbarrieren durch ihre unterschiedliche Herkunft dank der normierten Plangrafik einen Weg, das Ermittelte zu kommunizieren: schwarz – gelb – rot: schwarz für erhaltene Gebäudeteile, gelb für die abgerissenen und rot für die neu erbauten.

Als die Schule 2007 ihre Tore schloss, richtete Bösch an der Accademia di architettura in Mendrisio seinen Lehrstuhl «Riuso», also Wiederverwendung, ein. Im Kern des Buchs «Yellowred – on reused Architecture» stehen neun kulturell wichtige Umnutzungen der letzten zwanzig Jahre in Europa: vom Paper Mill Museum in Leiria über die Prada Foundation in Mailand bis zum Museum of Childhood in London. Das von Miller & Maranta umgebaute Hospiz am Gotthardpass vertritt die Schweiz. Die Architekten vermögen die massive Aufstockung so sorgfältig einzugliedern, dass sie auf den Bildern zunächst kaum auffällt und nur auf den Plänen zu lesen ist.

Jedes dargestellte Projekt erfährt eine haptische Einleitung: Ein dünnes Papier gliedert die sonst dicken Blätter und liefert erste Informationen zum Umbau. Ein kurzer Text erläutert die Idee und die konstruktive Umsetzung. Ein paar Bilder geben die Atmosphäre des Ortes wieder – damals wie heute. Das Spannendste aber sind die Pläne: Grundrisse, Schnitte und Ansichten gibt es in vier Ausführungen: vorher und nachher in Schwarz, daneben der gelbe und der rote Plan. «Yellowred» – die Aufzeichnungen konzentrieren sich also auf die Veränderung. Was wurde geopfert, hinzugefügt – warum? Dabei geht es weniger um die denkmalpflegerische Lehre, sondern darum, die Strategien zu erkennen und zu vermitteln. Ausgewählt wurden die neun Vorbilder, weil sie das Alte nicht als anonymen Hintergrund für die neu erbaute Sensation verwenden, sondern eine Balance zwischen Vergangenheit und Zukunft finden. Isabelle Burtcher, Fotos: Guillaume Musset

Yellowred – on reused Architecture

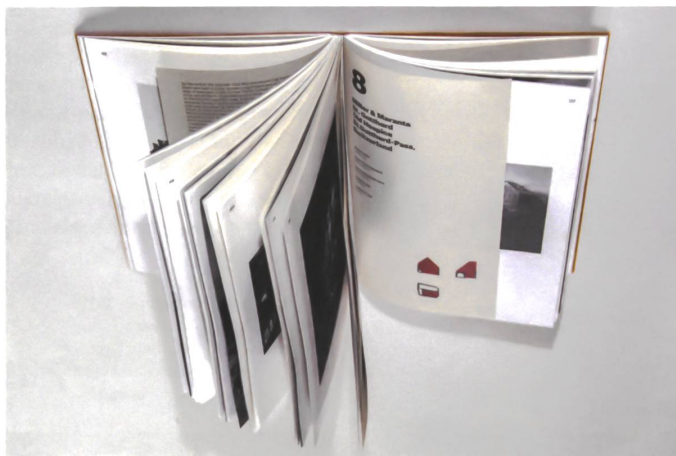
Autoren: Martin Bösch, Laura Lupini, João F. Machado
Herausgeber: Accademia di architettura, Chair of Reuse, Martin Bösch, Mendrisio
Gestaltung: Pupilla Grafik, Mailand
Verlag: Silvana, Mailand
Preis: Fr. 35.– bei hochparterre-buecher.ch



Grundrisse, Schnitte und Ansichten, jeweils in vier Ausführungen.



Neun Vorbilder, die eine Balance zwischen Vergangenheit und Zukunft finden.



Der Umbau des Gotthardhospizs von Miller & Maranta vertritt die Schweiz.

Reformwerkstatt

Ganz Deutschland ist im Reformationsfieber. Jedenfalls wünscht sich das die evangelische Kirche, die mit vielen Veranstaltungen auf den legendären Thesenanschlag von Martin Luther in Wittenberg vor 500 Jahren hinweist. Die Stadt in Sachsen-Anhalt ist bunt beflaggt, zur Schlosskirche hin verdichtet sich das Fest. Vor der «Thesen-Tür» steht man Schlange für ein Foto. Rings um die Altstadt verweist eine «Weltausstellung der Reformation» mit sieben «Torräumen» auf die internationale Wirkung des Ereignisses: In Strandkörben hängen Infos der Nordkirchen, in einer tempelartigen Installation aus alten Kisten hört man die Wünsche und Träume äthiopischer Schuhputzer und auf der Paradiesbühne gibt es stündlich «Tanz den Luther».

Da tut die sachliche Ruhe und schlichte Bescheidenheit des Schweizer Pavillons gut. In der nördlichsten Ecke des Grüns hinter der Schlosskirche zeigt der Schweizerische Evangelische Kirchenbund unter dem Titel «Prophezei» seine Perspektive auf die Reformation. Er ergänzt um die Namen Zwingli, von Flüe und Calvin und erlaubt sich, darauf hinzuweisen, dass schon 1531, also drei Jahre vor der Lutherbibel, die Zürcher Bibel in deutscher Sprache gedruckt worden war. Das Zentrum der Ausstellung ist der Nachbau einer Froschauer-Druckerpresse, auf der die Besucher sich je eine Doppelseite aus der Zürcher Bibel nachdrucken dürfen.

Die Basler Architekten Christ & Gantenbein haben der Ausstellung ein temporäres Zuhause entworfen. 35 Meter lang und nach allen Seiten offen legt sich die weisse Stahlkonstruktion als schlichte Schutzhütte zwischen die Blumenbeete. Das spitze, weisse Wellblechdach leuchtet im Grün. Ringsum hängen an den Seiten dunkelgrüne Kunststoffplanen wie Vorhänge, im Inneren stehen vier feste Wände aus dunkelgrünem Holz. Nur bei Sturm und nachts wird der Pavillon geschlossen. Einfache Leuchtstoffröhren an den Querriegeln sorgen dann für genügend Licht.

Umkreist man das Gebäude, entstehen Assoziationen mit einem Tempel, einer Werkstatt oder Futterkrippe. Die Bodenplatte aus weiss gestrichenem Holz deutet an, dass der Pavillon einfach zu transportieren ist und nach dem Jubeljahr in Wittenberg wenig Spuren hinterlassen wird. Auch wenn noch keine weiteren Stationen vereinbart sind, soll die Konstruktion möglichst noch in die Schweiz wandern, wenn die Reformation dort in diesem und im nächsten Jahr ihr 500-Jahre-Jubiläum begeht. Vermutlich weniger laut als in Wittenberg. Florian Heilmeyer, Fotos: Stefano Graziani

Pavillon «Prophezei», 2017

Luthergarten, Lutherstadt Wittenberg (D)

Bauherrschaft: Schweizerischer Evangelischer Kirchenbund, Bern

Architektur: Christ & Gantenbein, Basel

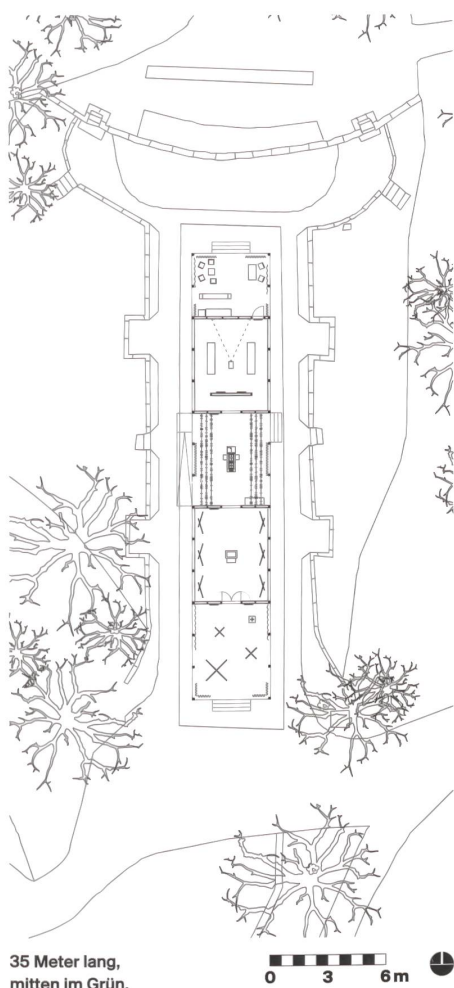
Szenografie: Christ & Gantenbein und Fjolla Rizvanolli

Kurator: Gabriel de Montmollin, Genf

Künstlerische Leitung: Juri Steiner, Lausanne



Der Schweizer Pavillon in der deutschen Reformationsstadt Wittenberg erinnert an eine schlichte Schutzhütte.



35 Meter lang,
mitten im Grün.

0 3 6 m



Der Pavillon ist nach allen Seiten offen.



Dunkelgrüne Planen sind die Vorhänge.



Die Grösse der Sperrholzschaale des Sessels «Surpierre» war im Herstellungsprozess herausfordernd.



Zwei Metallverbindungen halten das gebogene Sperrholz zusammen.

Harte Schale, weicher Kern

Hans Wegner hat es Frédéric Dedelley angetan: Der Architekt ist einer der Mitbegründer der dänischen Moderne und hat das dortige Verständnis von Wohnkultur, das hierzulande gerade ein weiteres Revival erlebt, geprägt. Seine Leidenschaft für Stühle – er entwarf im Laufe seines Lebens über 500 – verlieh ihm den Titel «Master of the Chair». Als Dedelley vor zwei Jahren das Briefing erhielt, für Atelier Pfister einen Sessel zu entwerfen, liess er sich von seinem Idol inspirieren.

Dedelley definierte vorab drei Merkmale, die sein Entwurf haben sollte: eine hohe Lehne, ein kuscheliges Polster und eine skulpturale Form. Als Untergestell erwog er Massivholz oder Metall. Er entschied sich schliesslich für eine organische Sperrholzschaale auf einem klassischen Massivholzgestell. Das Gestell zeigt nun am klarsten Wegner-Zitate, ablesbar etwa an den abgerundeten Ausschnitten der Querstreben. Dedelley arbeitete grafischer als sein Vorbild. Sein Entwurf ist zudem weniger handwerklich, das industrielle Denken für die Serie klar sichtbar. Der Form der Schale näherte er sich mittels zweidimensionaler Papierschnittmuster, die er in die dritte Dimension bog. Dadurch ergaben sich die zwei markanten Aussparungen auf der Rückseite, weil sich das Sperrholz ohne diese Aussparungen nicht zu einer dreidimensionalen Form biegen liess. Zwei Metallverbindungen aus Edelstahl halten es nun an Ort und Stelle. Die Schale ist unsichtbar von unten mit dem Gestell verschraubt.

Die Öffnungen plante Dedelley ursprünglich auch im Polster. Das wäre nur mit einem ganz dünnen Textil möglich gewesen, da sie im dicken Polster plump wirkten: «Ich entschied mich für gemütliches Sitzen», erzählt er. Die Aussparungen sind nun ein keckes Detail, das erst bei der Hinteransicht auffällt. Das Volumen des gesteppten Polsters erinnert an eine Daunendecke, das schafft einen spannenden Kontrast zum filigranen Unterbau. Es ist in die Schale gelegt, eine Antirutschschicht fixiert es. «Surpierre» ist der gewünschte skulpturale «Stand Alone Chair» geworden, der trotz Charakter bequem bleibt. Es gibt ihn auch als Sofa. Die Produktion nutzt dafür die Pressform des Sessels. Sie wird kurzerhand halbiert, dazwischen kommt ein 70 Zentimeter breites Sperrholzteil als Verlängerung – wunderbar unkompliziert. Lilia Glanzmann, Fotos: Oliver Helbig

Sessel «Surpierre», 2017

Design: Frédéric Dedelley

Produzent: Atelier Pfister

Material: mit Eiche furniertes Birkenschichtholz (Schale), Eiche massiv (Gestell), 46 % Polyester, 39 % Acryl, 15 % Wolle (Stoffbezug)

Masse: 90 x 85 x 85 cm

Preis: Fr. 1190.–

Gegensätze ziehen sich an

Die Wohnüberbauung Tièchestrasse muss Widerprüchliches leisten: einerseits den Stadtraum Zürichs abschliessen – dahinter folgen Schrebergärten und der Käferberg. Andererseits soll die Verbindung mit ebendiesem Naherholungsgebiet gestärkt werden. Die kleinteilige Körnung des Quartiers Wipkingen leistet diese Durchlässigkeit, ein städtischer Abschluss verlangt aber nach einem markanteren Auftritt. Andere Wettbewerbsbeiträge konzentrierten sich auf die eine oder die andere Strategie – Buchner Bründler Architekten fanden die Lösung irgendwo dazwischen: Zwei gerade Zeilen begleiten die Strasse und bilden eine präzise Grenze. Dazwischen trennt eine Magerwiese von 150 Quadratmetern die Überbauung und öffnet sie grosszügig hinauf zum Berg.

Der kürzere Riegel im Westen steht auf einer Plattform, Brücken erschliessen seine dreissig Eigentumswohnungen von der Strasse her. Der Genossenschaftsteil mit 75 Wohnungen folgt der Topografie – sein Abtreppen bricht die Überlänge. Einige Passagen ermöglichen ausserdem die Durchlässigkeit des 240 Meter langen Gebäudes. Die dunkel gestrichenen Holzelemente verflechten es zu einem grossen Ganzen. Das Herzstück dieses Teils bildet die im Süden vorgelagerte, durchlaufende Terrasse. Sie erschliesst alle gemeinsamen Nutzungen wie Hobbyräume, Veloplätze und sogar ein Gemeinschaftsbad – für jene Wohnungen ohne Badewanne. Bewohner und Kinderkrippe nutzen die «Promenade» wie den Hof eines Blockrands: ein von der Strasse zugänglicher, gemeinschaftlicher Aussenraum. Dort spielen Kinder, ein grosser Tisch und eine Küche laden zum kollektiven Essen ein. Die südliche Orientierung mit Aussicht auf Stadt und See können die Bewohner dank durchgehenden Loggien voll auskosten. Auch Schlafzimmer und Wohnraum richten sich nach Süden, wie es die Lärmschutzverordnung vorgibt. Die Strassenfassade gegen Norden ist aber nicht nur von Nebenräumen gezeichnet. Sie tritt als Hauptfassade auf und öffnet sich mit grossen Fenstern zu den durchgehenden Wohn-Essräumen und Küchen.

Buchner Bründler Architekten setzten nicht nur auf das Panorama, sondern konzentrierten den Entwurf auf die Vielseitigkeit des Bauplatzes. Die ruhige Aussicht auf die Stadt hier, bunter Verkehr vor grünem Hintergrund dort. Die widersprüchlichen Stärken wurden herausgefiltert, gekräftigt und in den Wohnungen spürbar gemacht. Isabelle Burtcher, Fotos: Ruedi Walti

Wohnüberbauung Tièchestrasse, 2017

Tièchestrasse 51–65 und 71–77, Zürich
 Bauherrschaft: HRS Real Estate, Zürich
 Architektur: Buchner Bründler Architekten, Basel
 Auftragsart: Wettbewerb, 2010
 Totalunternehmerin: HRS Real Estate, Frauenfeld
 Bauingenieure: Urech Bärtschi Maurer, Zürich
 Fassadenplaner Holzbau: Makol + Wiederkehr, Beinwil a.S.
 Landschaftsarchitektur: Fontana, Basel
 Gesamtkosten (BKP 1–5): rund Fr. 65 Mio.

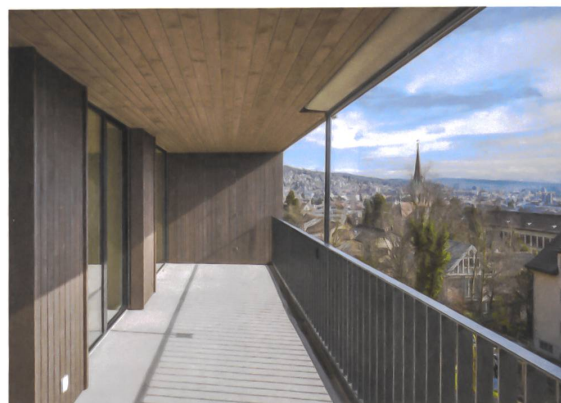
Die zwei geraden Zeilen der Wohnüberbauung Tièchestrasse in Zürich schliessen die Stadt präzise ab.



Holzelemente verflechten die nördliche, strassenseitige Fassade zu einem Ganzen.



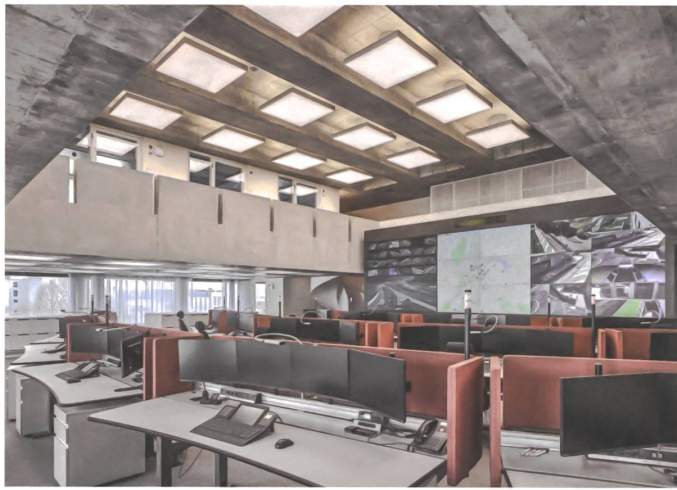
Zwischen Bäumen und Gebäude bietet die betonierte «Promenade» einen gemeinschaftlichen Aussenraum.



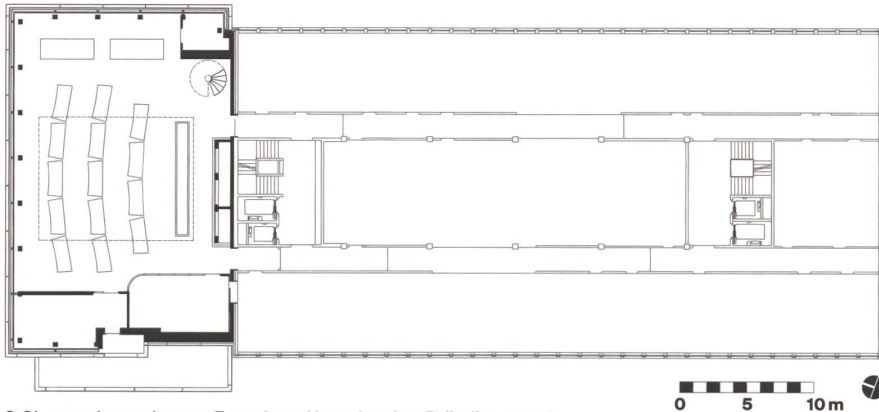
Wer hier wohnt, geniesst auf den Loggien Sonne und Aussicht.

Das Prinzip aller Wohnungen ist gleich: durchgehender Wohn-Essraum und Küche zur Strasse, Schlafzimmer zur ruhigen Seite im Süden.

0 10 20 m



Roher Beton prägt den Raum der Notrufzentrale in Aarau.



3. Obergeschoss mit neuer Zentrale und bestehendem Polizeikommando.



Der Anbau hebt sich selbstbewusst vom Bestand ab.

Normalzustand Notfall

Zukünftig hat der Kanton Aargau eine einzige Notrufzentrale für Polizei, Ambulanz und Feuerwehr. Diese wird nun viele Jahre rund um die Uhr in Betrieb sein, ohne Unterbruch. Eine solche Anforderung an ein Gebäude ist nicht alltäglich. Für die Architekten galt es erst einmal, betriebliche Abläufe in eine räumliche Struktur zu übersetzen. Der schmale Anbau nutzt das Treppenhaus im angrenzenden Gebäude der Kantonspolizei. Herzstück der neuen Einsatzzentrale ist ein riesiger Bildschirm, auf den sich die Arbeitsplätze im offenen Raum richten. Darüber reihen sich die Büros der Einsatzleiter entlang der Aussenfassade. Die Galerie, über die sie rundherum erschlossen werden, schafft eine unmittelbare Nähe zu den übrigen Arbeitsplätzen.

Die Rippendecke aus rohem Beton prägt den Ausdruck des Raums wesentlich. Weniger offensichtliches Gestaltungselement ist das Tageslicht. Dessen grosszügiger Einsatz ist in einem Raum mit zahlreichen Bildschirmen keine Selbstverständlichkeit. Den Architekten war es ein zentrales Anliegen, dass die Notrufzentrale auch ein attraktiver Arbeitsort ist. Wer hier arbeitet, verlässt die Zentrale während seiner Schicht nicht und muss oft hohen Belastungen standhalten. Die vielen Fenster machen den Tagesverlauf erlebbar und erlauben es, den Blick ins angrenzende Grün und die Wohnüberbauung Tellli schweifen zu lassen. Möglich war die grosszügige Fensterfläche dank der Nordausrichtung des Gebäudes.

Aussen markiert das horizontale Glasband in der Fassade die Lage der Zentrale, rhythmisch gesetzte Schlitzfenster verweisen auf die Technikgeschosse. Genauso prägend sind die geschlossenen Flächen. Dunkel eingefärbte Betonelemente mit markanten Kannelüren umhüllen das Gebäude. Der auskragende mittlere Gebäudeteil bildet die dreigeschossige Zentrale ab. Die Direktheit, mit der die langlebigen Materialien zum Einsatz kommen, und das Zurschaustellen der Konstruktion verleihen der Notrufzentrale brutalistische Züge. Ohne bewusst nach einer solchen Referenz zu suchen, haben Schneider & Schneider Architekten auf einer Restparzelle ein robustes Bauwerk erschaffen. In der heterogenen Umgebung am Stadtrand ist es ein willkommener Hingucker. Daniela Meyer, Fotos: Roger Frei

Kantonale Notrufzentrale, 2017

Tellstrasse 85, Aarau

Bauherrschaft: Kanton Aargau, Immobilien Aargau

Architektur: Schneider & Schneider Architekten, Aarau

Auftragsart: Generalplanersubmission mit Ideenteil, 2010

Bauleitung: Demmel Bauleitungen + Beratungen, Wagen

Bauingenieur: Rothpletz, Lienhard + Cie, Aarau

Nachhaltigkeitsstandard: Minergie-P-Eco